

LITERATURWISSENSCHAFTLICHES JAHRBUCH

NEUE FOLGE, BEGRÜNDET VON HERMANN KUNISCH
IM AUFTRAGE DER GÖRRES-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON
VOLKER KAPP, KURT MÜLLER,
KLAUS RIDDER, RUPRECHT WIMMER

SIEBENUNDVIERZIGSTER BAND

2006



DUNCKER & HUMBLOT · BERLIN

**»Die Demokratie. Wir haben sie ja schon!«
Thomas Manns Bewegung zur Republik
in den »Betrachtungen eines Unpolitischen«**

Von Jens Nordalm

Seit längerem spürt die Forschung, dass von einer eigentlichen »Wende« Thomas Manns »zur Republik«, gar »zur Demokratie«, nach 1918 nicht recht die Rede sein kann. Die »Wandlung« selbst bleibt merkwürdig ungreifbar; und zu wenig grundsätzlich, immer noch zu »unpolitisch« sind dann die republikanischen Argumente, die sich bekanntermaßen zuerst – und in den folgenden Jahren mehr variiert als ergänzt – 1922 in der Rede »Von Deutscher Republik« finden.¹ Und doch hält man bis heute an der Wende-Begrifflichkeit fest.²

Wenn es nun aber so schwer fällt, einer »Wandlung« Thomas Manns zwischen 1918 und 1922 habhaft zu werden, haben wir dann die entsprechende Bewegung vielleicht eher zwischen 1914 und 1918 zu suchen?

Ausgehend von der Republik-Rede sind zuerst Thomas Manns republikanische Gedanken in den zwanziger Jahren in Erinnerung zu rufen, bevor eine neue Lektüre der »Betrachtungen eines Unpolitischen« zu zeigen versucht, dass dies Buch selbst schon von jenen Positionen getragen ist oder selbst schon jene Positionen entwickelt, die ihm die Unterstützung der Republik ermöglichen.

Die Texte zwischen 1918 und 1922 können hier zunächst außer Betracht bleiben (sie stützen nur zusätzlich die These dieses Aufsatzes). »Zum Tode Eduard Keyserlings« (1918), »Tischrede auf Pfitzner« (1919), »Goethe und Tolstoi« (1921), die in den Gesammelten Werken gegebenen »Einleitungen und Buchbesprechungen« und die »Miszellen« der Jahre bleiben im Horizont der »Betrachtungen«, an denen Mann auch im Tagebuch zwischen 1918 und 1921

¹ Etwa Eckhard Heftrich, *Zauberbergmusik. Über Thomas Mann* (Frankfurt am Main 1975), 1–32; Hermann Kurzke, *Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk* (München 1999), 348; Ders., »Betrachtungen eines Unpolitischen« und »Die politische Essayistik«, in: Helmut Koopmann (Hg.), *Thomas-Mann-Handbuch* (3., aktualisierte Aufl., Stuttgart 2001), 678–706, hier 698 f.; Ders., *Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung* (3., überarb. Aufl., München 1997), 31.

² Vgl. unten, 261 mit Anm. 49.

festhält.³ Andererseits finden sich in den genannten Texten nirgendwo Gedanken, die die republikanische Stellungnahme von November 1922 zu einer überraschenden machen würden. Vielmehr sind es gerade Wiederholungen aus den »Betrachtungen«, die auf den November 1922 vorausweisen. Schon im »Brief an Hermann Grafen Keyserling« (1920) erklärt Mann, es sei »Obskurantismus« und man könne kein »gutes Gewissen« haben in dem »Versuch, das Alte, das durch Kritik Tote aus sich selbst [...] wieder zu beleben.«⁴ Und ihm sind schon hier »unsere Pogrom-Monarchisten und Patriotenlummel« die eigentlichen aktuellen Feinde der geistigen Haltung, die er in den »Betrachtungen« gemeint habe.⁵ Dies ist ein erster Strang, der die Positionen von 1917,⁶ von 1920 und von 1922/23 verbindet: Am Ende der »Betrachtungen« ist es eine charakteristische Handlung der politisierten und demokratisierten Menge, »Minister zu erschießen«;⁷ 1920 bemerkt Mann angewidert, dass das nun die »Pogrom-Monarchisten« tun, und 1922 ist die Verachtung für diese »hervorragend republikanische Handlungsweise« der Republikgegner, nämlich »Minister zu erschießen«, öffentlich ausgesprochen.⁸

»Deutsche Republik«

Die Republik, die Demokratie, so beginnt die prorepublikanische Argumentation 1922, seien heute »innere Tatsachen« für alle, auch für ihre Kritiker, »sie leugnen heißt lügen.«⁹ »Die Republik ist ein Schicksal, und zwar eines, zu dem

³ Entsprechende Zitate aus den Tagebüchern bei Kurzke, *Kunstwerke*, 272 f. Die sich in diesen Jahren im Tagebuch findenden »politischen Gedankenexperimente« nennt Kurzke »bezugslose Träumereien« (*Kunstwerke*, 274). Unser Versuch kann sie mit noch mehr Recht so nennen: Sie sind »bezugslos« zu jenem »Deutschen Republikanismus«, den Mann sich schon in den »Betrachtungen« erarbeitet hatte.

⁴ Thomas Mann, »Brief an Hermann Grafen Keyserling«, in: Ders., *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden* (Frankfurt am Main 1990), Bd. XII, 601. – Künftig werden alle Texte Manns aus dieser Ausgabe zitiert mit Titel, römischer Bandzahl, Seiten.

⁵ »Brief an Hermann Grafen Keyserling«, XII, 602.

⁶ Dem Jahr der Niederschrift des zentralen Kapitels »Politik« und dem Jahr des Abschlusses des Ganzen.

⁷ »Betrachtungen eines Unpolitischen«, XII, 580.

⁸ »Von Deutscher Republik«, XI, 824. Terence J. Reed, *Thomas Mann. The Uses of Tradition* (Oxford 1974), 279–291; hält die Ermordung Rathenaus im Juni 1922 für den entscheidenden Faktor im Prozeß der »Wandlung« zwischen 1918 und 1922. Kurzke (*Thomas Mann. Epoche*, 172) hält das für zu »punktuell« gedacht. Und warum auch von »Wandlung« reden, wenn Mann das Erschießen von Ministern schon immer verabscheute? Es ist *Konsequenz*, dies unabhängig von der politischen Gesinnung des Schießenden zu tun.

⁹ »Von Deutscher Republik«, XI, 821.

»amor fati« das einzig richtige Verhalten ist.«¹⁰ Und diese Republik »als innere Tatsache (ich rede jetzt nicht von staatsrechtlichen Fixierungen)« sei nicht ein Geschöpf der Niederlage von 1918, sondern eines der Erhebung vom August 1914. Dort habe sie ihren Anfang und Ausgang genommen.¹¹ Der Versuch auch der *Selbstüberredung* bleibt unüberhörbar: »Die Republik – als ob das nicht immer noch Deutschland wäre! Die Demokratie – als ob das nicht heimatlichere Heimat sein könnte als irgendein strahlendes, rasselndes, fuchtelndes Empire!« Mann erinnert an den »biedersten Pomp« der echten »deutschen Demokratie« der »Meistersinger«. »Deutsche Republik« – die Wortverbindung ist sehr stark im Beiwort«. Über »jenes Pergament von Weimar« heißt es, man solle »Geschriebenes nicht allzu wichtig nehmen. Das wirkliche nationale Leben ragt, immer und überall, nach allen Seiten weit darüber hinaus.«¹² Es ist unpolitisch-menschlich im Sinne der »Betrachtungen« empfunden, wenn Mann aus dem Anblick des repräsentierenden Friedrich Ebert ein Argument für die Republik gewinnt: »bescheiden-würdig«, »gelassen und menschlich fest«, »ein Bürger unter Bürgern«, »ruhig-freundlich« – hier scheine die Möglichkeit einer Einheit von Bürger-Kultur und Staat auf, die es im Deutschland Wilhelms II. nicht gegeben habe.¹³ Mit Novalis und dem Amerikaner Walt Whitman versucht er Republik und Demokratie geistig annehmbar zu machen; das homoerotische Männerbundkonzept Hans Blühers spielt hinein. Republik sei zuletzt und eigentlich die deutsche »Idee der Humanität, die wir innerlich menschlich und staatlich, aristokratisch und sozial zugleich nannten.«¹⁴ Diese Hineinnahme des Staatlichen ins Menschliche, die Vervollständigung des Humanen durch das Politische gelingt *geistig-argumentativ* (*praktisch-lebensweltlich* gelang das nach Manns Diagnose schon vor 1914¹⁵) seit 1921 mit Goethes *Wander-*

¹⁰ Ebd., 822.

¹¹ Ebd., 824, auch Vorwort, 811.

¹² Ebd., 825.

¹³ Ebd., 827. Wilhelm II. wird in den »Betrachtungen« nicht einmal erwähnt. Er wird vernehmlich beschwiegen. Die Sympathie mit dem Kaiserreich ist nicht die Sympathie mit dem Kaiser. Und darin steht Mann unter den liberal-konservativen Bildungsbürgern keineswegs allein.

¹⁴ Ebd., 835.

¹⁵ »Betrachtungen«, XII, 136: »Der deutsche Bürger ist heute Staatsbürger, Reichsbürger, und der Krieg arbeitet mit Macht an der Vollendung seiner politischen Erziehung.« Insofern ist es nicht ganz richtig, wenn Kurzke (in *Thomas-Mann-Handbuch*, 699) diesen Gedanken als gegenüber den »Betrachtungen« »grundlegend neu« bezeichnet. – Thomas Mann selbst hat allerdings 1939 in bündigem Rückblick diesen goetheschen Gedanken als bestimmend für sein Bekenntnis zur Demokratie bezeichnet: »Kultur und Politik, 1939«, XII, 853–861, hier 853. Aber es heißt dort auch, die Überwindung des unpolitischen Kulturbegriffs habe in den »Betrachtungen« selbst ihren Ausgang genommen. – Es hilft nichts: Wir müssen selbst lesen.

jahren, in denen man das »Problem des Staates« als »eine Angelegenheit des inneren Menschen, seiner Vervollkommnung, seines Besser- und Weiserwerdens« erkenne.¹⁶ Zentral in dieser Stellungsfindung ist auch die Distanzierung von Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes*.¹⁷ Spengler scheint hier eine ganz ähnliche Rolle zu spielen wie der »Zivilisationsliterat« zuvor in den »Betrachtungen«. Der unironische Fatalismus des ersteren ist Thomas Mann ebenso zuwider wie das unironische Fortschrittspathos des letzteren. Er will eben nicht das, was er Spenglers »Inhumanität« und »Lebensfeindlichkeit« nennt¹⁸ (»Zukunftsfeindlichkeit«, »Lieblosigkeit«, »Nichtachtung des Menschlichen«¹⁹). Sein eigener Standpunkt sei der einer bewussten »Lebensfreundlichkeit«.²⁰

Das Vorwort zur ersten Buchausgabe der Rede 1922 präzisiert, Republik sei hier gesehen »nicht als etwas, was sei, sondern als etwas, was zu schaffen sei«. Der Versuch sei gewesen, »einem unseligen Staatswesen, das keine Bürger hat, etwas wie Idee, Seele, Lebensgeist einzuflößen«.²¹

Es wird zu zeigen sein, dass Thomas Mann durch die »Betrachtungen« gut vorbereitet war für diese Werbung für die Republik »und für das, was Demokratie genannt wird und was ich Humanität nenne, aus Abneigung gegen die humbughaften Nebengeräusche, die jenem anderen Worte anhaften« – welche Distanz ja übrigens hier, und mit einer Formulierung aus den »Betrachtungen«!²²

In der Ansprache »Geist und Wesen der Deutschen Republik. Dem Gedächtnis Walther Rathenaus« vom 27. Juni 1923 meint Mann, »daß Republik mit Deutschem herrlich erfüllt werden, ja die Erfüllung deutscher Menschlichkeit bedeuten könne«.²³ Auch hier ist wie 1922 die Hoffnung eine die Politik transzendierende. Republik gilt ihm als die »Einheit von Staat und Kultur«; in

¹⁶ Ansprache vom März 1922 in Frankfurt am Main, unter dem Titel »Bekenntnis und Erziehung« in XIII, 255; wörtlich ebenso in: »Geist und Wesen der Deutschen Republik«, XI, 856. Der Gedanke zuerst in: »Goethe und Tolstoi«, 1921, IX, 150.

¹⁷ Zu Manns Verhältnis zu Spengler vgl. Barbara Beßlich, *Faszination des Verfalls. Thomas Mann und Oswald Spengler* (Berlin 2002).

¹⁸ »Von Deutscher Republik«, XI, 841 f.

¹⁹ »Briefe aus Deutschland«, XIII, Erster Brief, November 1922, 266.

²⁰ Vgl. den Auszug aus dem vierten »German Letter«, zuerst in der *Frankfurter Zeitung*, 25. 12. 1923, als »Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik« (der Titel der von Mann hier gewürdigten Schrift Ernst Troeltschs) in XII, 628.

²¹ »Von Deutscher Republik«, XI, 811 (Vorwort).

²² Ebd., 819 (Rede). Gleiche und nahezu gleiche Formulierung in den »Betrachtungen«, XII, 245, 330, 366, die Stellen unten im Text.

²³ »Geist und Wesen der Deutschen Republik. Dem Gedächtnis Walther Rathenaus«, XI, 853.

diesem Gedanken höre Politik auf, bloße Politik zu sein; »sie erhebt sich darin zur Humanität«.²⁴ Es gehe um den Gedanken, »daß Republik, ideell genommen und von mangelhaften Wirklichkeiten abgesehen, nichts anderes ist als der politische Name der Humanität«.²⁵ Immer wieder formuliert Mann 1923 gleichlautend, wogegen sich seine Zusammenordnung von Demokratie und Humanität richte: »Spricht man in Deutschland von »Demokratie«, so pflegen die Unterredner nichts weiter als eine Staatsform, die Republik also, darunter zu verstehen«.²⁶ Bezeichnend auch, dass er sich in dieser Zeit an der Demokratie der Schweiz stärkt. »Demokratie und Männlichkeit« gingen hier zusammen,²⁷ der Schweizer Staat sei in seiner »mannhaften Vernunftwürde« »heilsam und förderlich anzusehn«.²⁸

1925/26 tritt noch einmal Nietzsche ins Zentrum dieser Suche nach der Republik. Immer neu spricht Thomas Mann von der gegenwärtigen Aufgabe der Deutschen, die Romantik, also die »Sympathie mit dem Tode« in sich zu überwinden, wie Nietzsche es in der Überwindung Wagners asketisch-heroisch vorgeführt habe. Nur so sei ein Verhältnis zum Leben, zur Zukunft, zur Demokratie zu gewinnen.²⁹ Doch nur dann, wenn Demokratie das »Reich der Humanität« bedeute, würden die Deutschen »zu den hingebendsten, ja zu den berufensten unter den Arbeitern an ihrer Verwirklichung zählen«.³⁰

Noch 1928 in »Kultur und Sozialismus« ist aber die Sympathie mit unpolitischer »Kultur« und undemokratischem »Volk« überdeutlich. Was Mann empfindet, ist der *Realismus* eines Bündnisses zwischen Kultur und Sozialismus (mit welchem letzteren schlicht der gesellschaftlich-demokratische Geist der Republik gemeint ist). Sozialismus sei Gegenwart und Zukunft, mit ihm habe es ein »dem Leben zugewandter Sinn – und sei er es auch nur ethisch-willentlich, nicht seinem vielleicht romantisch-todverbundenen Wesen nach« – zu halten.³¹ Es ist wieder einer dieser ganz unprinzipiellen gedanklichen Züge:

²⁴ Ebd., 854.

²⁵ Ebd., 857.

²⁶ »Briefe aus Deutschland«, XIII, Vierter Brief, September 1923, 297. Die gleiche Formulierung in: »Brief über die Schweiz«, 1923, XIII, 51 f.; »Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik« (vgl. Anm. 20), XII, 627.

²⁷ »Brief über die Schweiz«, 1923, XIII, 51.

²⁸ Ebd., 54. – Nirgends geht es hier um die direkte Demokratie als Verfassungsform.

²⁹ »Pariser Rechenschaft«, 1926, XI, 51; *Briefe aus Deutschland*, XIII, Sechster Brief, 1925, 314; »Die geistigen Tendenzen des heutigen Deutschlands«, 1926, XIII, 590 f.; »Deutschland und die Demokratie. Die Notwendigkeit der Verständigung mit dem Westen«, 1925, XIII, 580; »Unordnung und frühes Leid«, VIII, 624–627.

³⁰ »Deutschland und die Demokratie. Die Notwendigkeit der Verständigung mit dem Westen«, März 1925, XIII, 580 f.

³¹ »Kultur und Sozialismus«, 1928, XII, 647.

[...] Wer also in Deutschland der ›Demokratie‹ das Wort redet, meint nicht eigentlich Pöbelei, Korruption und Parteienwirtschaft, wie es populärerweise verstanden wird, sondern er empfiehlt damit der Kulturidee weitgehende zeitgemäße Zugeständnisse an die sozialistische Gesellschaftsidee, welche nämlich längst viel zu siegreich ist, als daß es nicht um den deutschen Kulturgedanken überhaupt geschehen sein müßte, falls er sich konservativ gegen sie verstockte. [...] ³²

Insgesamt behalte man das eigentümlich ›Willentliche‹ dieser republikanischen Argumente in Erinnerung für alles Weitere. Gerade dieser letztere, zentrale Gedanke: dass man sich geistig werde arrangieren müssen und können, ist, wir werden es sehen, überall in den »Betrachtungen« angelegt und vorgebildet.

Lektüren der »Betrachtungen«

Die These ist nun: In den »Betrachtungen eines Unpolitischen« machen sich verschiedene – sagen wir – Dimensionen der geistigen Physiognomie und der Zeitstimmung Thomas Manns gleichzeitig geltend: emotionale Abwehr, etwas Gedanklich-Forschendes, eine bestimmte Lebensform und ein künstlerisches Temperament. Der riesige Essay ist gemischt und gespeist aus einer rhetorisch-polemisch und konsequent konservativ sich kundgebenden *Empörung*, einer realistischen, vernünftigen und verständigen *Zeitgenossenschaft*, *bürgerlichem Habitus* und *literarisch-modernem Künstlertum*. Zwischen 1918 und 1922 wäre die empörte konservative Polemik zurückgetreten (sie ist immer noch aktivierbar, sie gilt noch, aber es gilt jetzt nicht mehr in erster Linie sie), und übrig blieben oder vor träten die realistisch-redliche Zeitgenossenschaft, das Bürgerliche und das Literarisch-Moderne, welche geistigen Züge in eine Republik passen, wie Thomas Mann sie glaubt, sich vorstellen zu dürfen.

Der Ausgangspunkt der bisherigen Interpretationen ist ein anderer. Man sieht nur das in liberal-demokratischem Sinne Antidemokratische der »Betrachtungen« und macht Thomas Mann im besten Falle keinen größeren Vorwurf daraus, indem man das Buch nicht recht ernst nimmt.

Hermann Kurzke findet in den »Betrachtungen« nur reaktionäre Meinungen gegen Demokratie, Republik, Politisierung und alles, was damit zusammenhängt. ³³ Aber er nimmt Mann gegen seine Meinungen in Schutz: Auch die »krassesten« von ihnen seien eben »Meinungen«, nicht »Sein«, sie seien »Lite-

³² Ebd., 648.

³³ Kurzke, *Thomas Mann. Epoche*, 132; Ders., *Kunstwerk*, 255. Abseits seiner einschlägigen Monographien und Handbuchbeiträge, in einem Aufsatz (ursprünglich Vortrag), bemerkt Kurzke auch einmal Republik-Kompatibles, findet es aber »diffus« und marginal gegenüber Manns »Anti«-Haltung: Kurzke, »Das Kapitel ›Politik‹ in den ›Betrachtungen eines Unpolitischen‹«, *Thomas Mann Jahrbuch*, 13 (2000), 27–41, hier 33, 35.

ratur«. »Ihr rhetorisches Moment überwiegt ihr sachliches in aller Regel.« Thomas Mann sei auch ein »Zivilisationsliterat« wie sein Bruder, doch kein Deutschnationaler. »Künstler haben keine Standpunkte«. »Das ganze aufgeregte Geschrei der ›Betrachtungen‹ ist eine Rolle.« ³⁴ Man dürfe deshalb keine dieser Meinungen »verabsolutier[en]«. ³⁵

Kurzke gründet seine Entwarnung auf zwei Gedanken der »Betrachtungen«. Zum einen auf Manns Unterscheidung von »Meinung« und »Sein«. ³⁶ »Konservativ? Natürlich bin ich es nicht; denn wollte ich es meinungsweise sein, so wäre ich es immer noch nicht meiner Natur nach, die schließlich das ist, was wirkt« (585). ³⁷ Es geht hier im Kontext um den gewissen Widerspruch, der zwischen »Konservatismus« und »Literatur« oder »Schriftstellertum« bestehe. Aber Mann desavouiert dann nicht die (konservative) »Meinung« als recht luftigen Unernst (wie Kurzke es für ihn tut), sondern spricht von *zwei* »Tendenzen« und »doppelter Wirkung« (Hervorhebung J. N.) in seinem Falle. ³⁸

Zum anderen nimmt Kurzke jenen einschränkenden Satz der »Vorrede« uneingeschränkt: »Ein Rest von Rolle, Advokatentum, Spiel, Artisterei, Über-der-Sache-Stehen, ein Rest von Überzeugungslosigkeit [...] blieb zweifellos überall« (11). ³⁹ Aber Mann fährt eben fort, dass dennoch seines »Geistes Meinung« und »Herzens Gefühl« gewesen sei, was er gesagt habe, dass er dennoch »mit redlich sich mühendem Wahrheitswillen« geschrieben habe, dass es ihm »ernst« gewesen sei (12).

Beide Gedanken also werden nach unserer Überzeugung von Kurzke zu stark gemacht und zu Unrecht benutzt, aus den »Betrachtungen« ein leichtes Spiel zu machen, dessen »Meinungen« sich dann bis 1922 eben auch recht leicht geändert haben können. ⁴⁰ Dieser Ansatz lässt sich zudem nicht durchhalten; die »Meinungen« der »Betrachtungen« lassen sich nicht konsequent leicht nehmen. Kaum merklich nimmt auch Kurzke sie ernster und hält sie für dauernder, als er dürfte, wenn er sagt: »Die Fronten sind [1922] also nach wie vor ›deut-

³⁴ Kurzke, *Kunstwerk*, 255 f.

³⁵ Kurzke, in *Thomas-Mann-Handbuch*, 695.

³⁶ Kurzke, *Kunstwerk*, 255 f.; Ders., in *Thomas-Mann-Handbuch*, 694 f. Vgl. zu dieser Unterscheidung Klaus Bohnen, »Argumentationsverfahren und politische Kritik bei Thomas Mann«, in: Rolf Wiecker (Hg.), *Gedenkschrift für Thomas Mann 1875–1975* (Kopenhagen 1975), 171–195.

³⁷ Seitenzahlen der »Betrachtungen«, Bd. XII, von nun an im Text in Klammern.

³⁸ Auch in unserem Deutungsversuch wird jene Unterscheidung und jener Widerspruch eine Rolle spielen, aber eine andere.

³⁹ Bei Kurzke, *Kunstwerk*, 249.

⁴⁰ Kurzke, *Thomas Mann. Epoche*, 171 f.: »Das Sein ist [1922] das gleiche geblieben, das Meinen nur hat sich verändert.«

sche innerliche Kultur« contra »Politik«;⁴¹ »Die Position der »Betrachtungen« bleibt [1918–1921] gültig.«⁴²

Hier muss etwas durchaus Substantielles vorliegen (dessen Verträglichkeit mit dem Republik-Plädoyer erklärt werden muss), nicht bloß ein »Meinen« ohne »Sein«.

Der folgende Deutungsversuch orientiert sich also nicht an dieser letzteren Unterscheidung, sondern geht von einer komplexeren Mischung geistiger Impulse aus und glaubt sich dabei durch Thomas Mann selbst berechtigt, die »Betrachtungen« insgesamt zu lesen als redlichen Versuch eines »Unpolitischen«, sich klar zu werden über das Politische und die politische Signatur der Zeit, durchwirkt von empört-konservativer Polemik, aber voll von Einsichten und von Selbsterziehung, die in die politische Zukunft weisen.

Diese Deutung kann also Thomas Manns Selbstdeutung ohne Vorbehalt folgen, es handele sich 1922 nicht um eine Wende, nicht um einen Sinneswandel. Im Vorwort zur ersten Buchausgabe seiner Rede »Von Deutscher Republik« 1922 wies er die »fast allgemeine Meinung« zurück, hier liege ein »Gesinnungswechsel« vor. Vielmehr habe er »sich anders denken, anders sprechen [...] lassen«, weil es galt, »einen bleibenden Sinn in veränderter Zeit zu behaupten«.⁴³ »Dieser republikanische Zuspruch setzt die Linie der »Betrachtungen« genau und ohne Bruch ins Heutige fort, und seine Gesinnung ist unverwechselt, unverleugnet die jenes Buches: diejenige deutscher Menschlichkeit«.⁴⁴

Noch 1928 besteht Mann darauf, er habe die »Betrachtungen« noch mit keinem Druck-Wort seither verleugnet. Sie seien das »Reizungsprodukt einer demokratisch-deutschfeindlichen Tugendpropaganda [gewesen], die mir heute nicht weniger widerwärtig erscheint als damals«.⁴⁵ Dagegen sei die an eine »störige Jugend« gerichtete »väterliche Ermunterung zur Republik« schlicht die »Äußerung einer Lebensfreundlichkeit, welche freilich so gut wie die vordem besungene »Sympathie mit dem Tode« einen legitimen Bestandteil seines [des Verfassers] Wesens« bilde.⁴⁶

Diese Selbstdeutung wäre in anderer Weise ernst zu nehmen als es bisher gelegentlich geschieht. Nicht: »In der Tat, er ist hier 1922 im Grunde noch immer kein Republikaner!«, sondern: »In der Tat, er ist schon in den »Betrachtungen« ein Republikaner in der Art von 1922 und später!« Unter der empört-pole-

⁴¹ Kurzke, *Thomas Mann. Epoche*, 31.

⁴² Ebd., 135.

⁴³ »Von Deutscher Republik«, XI, 809 (Vorwort).

⁴⁴ Ebd., 810.

⁴⁵ »Kultur und Sozialismus«, XII, 639.

⁴⁶ Ebd., 640.

mischen Oberfläche zeigt sich Thomas Mann schon 1917 gut vorbereitet für seine Republik. »Ich hüte mich, gegen Zeitnotwendigkeiten zu revoltieren, und beweine nicht das Abgelebte« (139). Die Frage ist: Wo macht sich in den »Betrachtungen« anderes geltend als der »erhaltende Gegenwille« »in der Verteidigung«, nämlich der Wille zur Anerkennung der »Zeitnotwendigkeiten«, der Wille zum Kontakt mit dem »Leben«; wo herrscht darin das realistische Bewusstsein, von dem die Rede ist in der Wendung vom »erhaltende[n] Gegenwille[n] [...] in einer, wie er genau weiß, aussichtslosen Verteidigung«? (67, Hervorhebung J. N.) Möglicherweise sind die »Betrachtungen« selbst Thomas Manns »Wende«, seine »Wandlung«: »daß alt und für immer von gestern sein wird, wem es nicht gelingt, mit der neuen Zeit zu einem leidlichen Frieden zu kommen« (217). So läse man die »Betrachtungen«, wie Mann den Leser es zu tun bat – als ein ethisches Buch, eines der Selbstdurchkämpfung, ein Produkt durchaus von »Gewissenhaftigkeit« (Vorrede 12, 15, 20).

Kurt Sontheimer und, ihm folgend, Peter de Mendelssohn haben diese Züge der »Betrachtungen« gelegentlich hervorgehoben, aber Folgen für die Auffassung des vorliegenden Problems hat dies nicht gehabt. Es blieb beim Primat des puristisch demokratischen Vorwurfs: »Thomas Mann hegt, ungeachtet des Gesagten, antidemokratische Vorurteile.«⁴⁷ Und es blieb bei der Frage: »Wie aber kam es zur Gesinnungsänderung?«⁴⁸ Bis heute meint man wie selbstverständlich, es habe überhaupt etwas wie eine »Wende« oder »Wandlung« geben müssen, damit Thomas Mann der sein konnte, der er »seit 1922« war.⁴⁹ Stattdessen

⁴⁷ Peter de Mendelssohn, *Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann. Erster Teil 1875–1918* (Frankfurt am Main 1975), 1166. Er folgt Kurt Sontheimer, *Thomas Mann und die Deutschen* (München 1961); Ders., »Thomas Mann als politischer Schriftsteller« (1958), in: Helmut Koopmann (Hg.), *Thomas Mann, Wege der Forschung* 335 (Darmstadt 1975), 165–226, hier 174–181.

⁴⁸ Sontheimer, *Thomas Mann als politischer Schriftsteller*, 184. Sontheimer betont mit dem späteren Mann (»Kultur und Politik, 1939«, XII, 853–861) die Überwindung des »Irrtums« von vor 1918, Politik und Geist seien zu trennen (vgl. dazu oben, Anm. 15). Sontheimer findet es dann überraschend, daß Mann nach seiner »politische[n] Kehre« (182) die »Betrachtungen« überhaupt noch einmal aufgelegt habe.

⁴⁹ Repräsentativ die Urteile von Hermann Kurzke: Er spricht vom »immer noch nicht zufriedenstellend aufgeklärten Wandlungsvorgang« (*Thomas Mann. Epoche*, 171); »Ihr genauer Verlauf in den Jahren 1918 bis 1922 ist immer noch ungeklärt« (ebd., 171 f.); »Die Wandlung Thomas Manns zum Republikaner dieser Prägung [der Republik-Rede] ist ein komplizierter Vorgang« (ebd., 135); noch 1921 könne von »Wandlung« nicht die Rede sein (ebd., 135, 172; *Kunstwerke*, 348); die »Wandlung« trete »erst 1922« und »überraschend« zutage; »Nicht ganz so überraschend« findet Kurzke die »sogenannte Wandlung« nur deshalb, weil das Antirepublikanische der »Betrachtungen« eben nur »Meinung«, nicht »Sein« gewesen sei: »Es ist eine Wandlung nur auf der Ebene der Meinungen.« (*Thomas-Mann-Handbuch*, 698). Ein anderer Beleg: Hans Wisfirkirchen: »... die Wahrheit, die niemand vernachlässigen darf...«. Thomas Manns politische Entwicklung im Spiegel seiner Dostojewski-Rezeption«, *Thomas Mann Jahrbuch*, 13 (2000), 9–26, hier 18: »vollzieht er

soll hier konsequent verfochten werden: Thomas Mann war schon 1917 der, der er im folgenden Jahrzehnt mit Willen und unter Zurückdrängung jener Empörung war, und Anhänger Rousseaus oder Kants ist er begrifflicher Weise überhaupt nie geworden.

Es sind nun also die Momente der »Betrachtungen« hervorzuheben, in denen sich etwas zeigt, das in der Polemik gegen den Zivilisationsliteraten nicht völlig aufgeht, ein Überschüssiges, in dem sich die Möglichkeit eines Friedensschlusses mit dem Neuen von ferne andeutet oder auch schon greifbar nah oder der Frieden gar geschlossen ist.

»Literatur«

Man sollte die für die »Betrachtungen« zentrale Gleichung Literatur-Politik-Demokratie ernst nehmen und dann Manns Selbstdeutung mehr Gewicht geben, er selbst befördere ja dieses Moderne, er selbst trage es ja in sich. »Literatur« ist hier etwas wie Öffentlichkeit und Kritik, eine gesellschaftsbezogene Geistigkeit, Bedingung und Ausdruck von Politisierung und Demokratisierung. Nicht unplausibel ist Manns Einschätzung, sein Schriftstellertum bedeute und fördere diesen Fortschritt schon vor 1914 und selbst die intellektualistische Ironie seines Konservatismus tue das (40, 98, 584). »Konservativ? Natürlich bin ich es nicht; denn wollte ich es meinungsweise sein, so wäre ich es immer noch nicht meiner Natur nach, die schließlich das ist, was wirkt« (585).⁵⁰

1922 einen radikalen politischen Wandel«. – Kaum findet man eine ruhige Feststellung wie die von Lehnert / Wessell, die »Betrachtungen« ließen sich nicht auf »konservative Grundsätze« reduzieren: Herbert Lehnert und Eva Wessell, *Nilismus der Menschenfreundlichkeit. Thomas Manns »Wandlung« und sein Essay »Goethe und Tolstoi«*, Thomas-Mann-Studien 9 (Frankfurt am Main 1991), 16. Überhaupt stehen Lehnert / Wessell unserem Versuch nahe: Sie verfolgen in dem Essay von 1921 die Arbeit an den Motiven von »Ideologiefreiheit«, »Sympathie mit dem Leben« und »Humanität«, sehen hier das verbindende Element zwischen den »Betrachtungen« und der Rede »Von Deutscher Republik« und relativieren damit die »Wandlung«. – Ein jüngerer Aufsatz eines Doktoranden der University of Princeton [Joe Paul Kroll, »Conservative at the Crossroads. »Ironic« vs. »Revolutionary« Conservatism in Thomas Mann's »Reflections of a Non-Political Man««, *Journal of European Studies*, 34 (2004), 225–246] sieht in Manns Ironie im Politischen das moderierende Moment, das ihn klar von der »Konservativen Revolution« trenne, und zwar angelegt schon in den »Betrachtungen«, die eben ein zutiefst anti-revolutionäres Buch seien. Die Scheidung des Ästhetischen vom Politischen in den »Betrachtungen« bedeute eine weitere Entlastung des politischen Urteils von jeder Art Radikalismus. Aber auch Kroll glaubt an eine »transition [...] in Mann's political views« (228) zwischen 1918 und 1922.

⁵⁰ Bei Kurzke wird dieser Gedanke nur negativ genutzt: Auch die »krasseste« Meinung der »Betrachtungen« sei nur spielerische »Literatur«, nur »Rolle« (etwa Kurzke, *Kunstwerke*, 255 f.). Dabei lässt Manns Selbstbetrachtung schon zu Beginn des Buchs die Möglichkeit des geistig-politischen Arrangements mit Gegenwart und Zukunft ahnen.

Entsprechend zeigen ihn seine eigenen Werke und Pläne vor 1914 auf einem Weg des nach 1914 »meinungs Weise« bekämpften »Fortschritts«. Vor allem kommt hier der Roman »Königliche Hoheit« in Betracht. Hermann Bahr habe in ihm ein Fanal der neuen Demokratie erkannt. »Mit Unrecht? Würde in »Königliche Hoheit« nicht ein kleiner einsamer Ästhet zum Volkswirt und zu »tatkräftiger Menschlichkeit«, wie man heute sagen würde, erzogen?« (97). Die eben erst deutsch werdende »politisch-antiindividualistische Tendenz« sei unleugbar vorhanden gewesen, Geist und Stil des Buches zudem ganz »westliche Haltung« (98).⁵¹ Entsprechend freundlich habe er in einem Aufsatz vor dem Kriege den »Literaten« behandelt (99 f.).⁵² Und kritisch-intellektuell habe man wohl seinen damaligen Plan zu nennen, den deutschen Bildungsroman als Memoiren eines Hochstaplers zu parodieren. »Kein Zweifel, ich befand mich im richtigen Boot; ich hatte den Anschluß, weiß Gott! Seit »Buddenbrooks« war der Fortschritt deutlich, der Fortschritt in fortschrittlicher Richtung« (101).

Wir haben hier einen modernen »westlichen« Schriftsteller, der sich selbst in einer ganz ähnlich gerichteten Entwicklung begriffen sieht, wie sie im Urteil Thomas Nipperdeys das deutsche Reich vor dem Kriege betraf: »Die deutsche Gesellschaft vor 1914 [...] hat sich verbürgerlicht und liberalisiert, und sie entwickelte aus sich auch das wachsende Potential einer kommenden Demokratie.«⁵³ Nipperdey weist auch darauf hin, dass der Unterschied zwischen den deutschen, englischen und französischen Bürgern um 1900 »doch wohl geringer [war] als häufig angenommen.«⁵⁴ Thomas Mann wie die deutsche Diskussion insgesamt drängen nach 1914 dieses Moment fortgeschrittener, selbstverständlicher »Westlichkeit« rhetorisch in den Hintergrund, aber es ist vorhanden. Die Entwicklungschancen, die die Republik in Deutschland überhaupt besaß, besaß sie aufgrund dieses von der deutschen Gesellschaft längst beschränkten Weges in die demokratische Moderne.

⁵¹ Dieser Selbstdeutung folgt jüngst Heinrich Detering und zieht von dem Roman Linien zur Republikrede von 1922: Thomas Mann, *Königliche Hoheit*, Kommentar von Heinrich Detering in Zusammenarbeit mit Stephan Stachorski, *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe*, Bd. 4.2 (Frankfurt am Main 2004), 57–59; Heinrich Detering, »Im Krieg der Gedanken. Von Thomas Manns »Gedanken im Kriege« zur Republikrede«, *Merkur*, 58 (2004), 836–846.

⁵² In der Tat: Das war eine ruhige Idealtypik zweier geistiger Physiognomien: »Der Künstler und der Literat«, 1913 in der Zeitschrift *März*, X, 62–70.

⁵³ Thomas Nipperdey, »War die wilhelminische Gesellschaft eine Untertanengesellschaft?« (1985), in: Ders., *Nachdenken über die deutsche Geschichte. Essays* (München 1990), 208–224, hier 224.

⁵⁴ Thomas Nipperdey, Kurzbeitrag in: *Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität?*, Kolloquien des Instituts für Zeitgeschichte (München / Wien 1982), 16–26, hier 23 f. Vgl. auch Nipperdeys Essay: *Wie das Bürgertum die Moderne fand* (Stuttgart 1988 u. ö.).

»Bürgerlichkeit«

Auch in Thomas Manns Sinne »Bürger« zu sein, erleichtert mutmaßlich die Aneignung des Neuen. Der »bürgerlich-kulturelle Typus« des Deutschen ist »human und urban, kosmopolitisch umgetan und bürgerlich gebildet« (114). Manns Bekenntnisse zu einem bürgerlich-urban-humanistischen Kosmopolitismus haben durchaus politische Bedeutung (70 f., 115, 185). Hier steckt ein Erbe, das ihm oder Gelehrten wie Ernst Troeltsch und Friedrich Meinecke zu Gebote stand, als es galt, das neue Deutschland in Europa zu denken.⁵⁵ Auch Troeltsch und Meinecke hatten im Laufe des Krieges das Weltbürgerliche beschworen und wurden dann zu »Vernunftrepublikanern«. Wer sich mehr (es geht hier schon um Nuancen) um »Nationalstaat« und »Macht« bekümmerte, fand dagegen kaum einen Weg in die neue Republik.

Dieser Bürger ist in den »Betrachtungen« eine Figur der Mitte, »etwas zwischen einem Patrioten und Europäer, zwischen einem Protestler und Westler, einem Konservativen und einem Nihilisten« (111) – der Bürger einer »Deutschen Republik«?: eine Wortverbindung »sehr stark im Beiwort«.⁵⁶ Dieser Bürger ist nach Thomas Manns Erfahrung auch der einer »staatlich selbständigen, oligarchischen Stadtdemokratie« (138), ein Bürgertyp, politisch in einem eben hinnehmbaren Sinne, der seine Angelegenheiten selbst verwaltet und der am Ende doch zum würdevollen deutschen Republikaner taugt, eben ohne dabei ein »Manifestant«, »Tumultuant« und »Freiheitsgestikulanz« zu sein (114). Die Lübecker Republik und Bürgerlichkeit: In der Rede von 1922 kommt Mann auf diese geistige Vorbereitung zur größeren Republik zu sprechen.⁵⁷ Der deutsche Bürger war ja auch längst Reichskanzler. Mann teilte die Hochachtung vieler für den skrupulösen »Philosophen« Bethmann Hollweg, »ein Repräsen-

⁵⁵ So bekräftigt Mann schon am 10. November 1918 im Tagebuch, sobald die Völker sich wieder freundlicher einander zuwenden, werde sich sein »kosmopolitisches Wohlwollen« regen und werde er »die neue Welt willkommen« heißen [*Tagebücher 1918–1921*, hg. Peter de Mendelssohn (Frankfurt am Main 1979), 67]. Und im März 1922 besteht er darauf, dieser Kosmopolitismus als »geistige[s] Europäertum« berge »mehr Möglichkeiten internationaler Kameradschaft [...] als irgendein aktivistisches Pazifismus-Programm«. Ansprache in Frankfurt am Main, als »Bekenntnis und Erziehung« in XIII, 258.

⁵⁶ So die oben schon zitierte Wendung aus der Rede »Von Deutscher Republik«.

⁵⁷ »Von Deutscher Republik«, XI, 817 f. – Auf diese Affinität kommt auch Theodor Eschenburg in seinen Erinnerungen immer wieder zu sprechen. Eschenburg stammte aus einer alten Lübecker Familie; sein Großvater war Senator und Vorsitzender Bürgermeister der Hansestadt, eines Gliedstaates des Reiches. Während Eschenburgs monarchistischer Vater, Marineoffizier in Kiel, nach 1918 verbittert und feindlich verhärtet gewesen sei, habe in der weiteren Lübecker Familie seiner Onkel und des Großvaters Gelassenheit geherrscht. Eschenburg führt das auf den habituellen Republikanismus dieses hanseatischen Konservatismus zurück. Theodor Eschenburg, *Also hören Sie mal zu. Geschichte und Geschichten 1904–1933* (Berlin 1995).

tant des bürgerlichen Menschen, der Bildung, der Humanität, der »Philosophie«, der Gesittung im geistigsten, würdigsten Sinne« (144). Es ist nicht einmal mehr ein Schritt zur Annahme einer Republik, der der bürgerliche Typ in der Person Eberts vorstand. Aus seiner unpolitischen Sphäre ist der einzelne Bürger zudem längst ein gutes Stück hinausgewachsen: »Der deutsche Bürger ist heute Staatsbürger, Reichsbürger, und der Krieg arbeitet mit Macht an der Vollendung seiner politischen Erziehung« (136).

Hier deutet sich ein geradezu historischer Sinn für gesellschaftliche Entwicklungen an, ein ruhiger Realismus des zeitdiagnostischen Urteils, dem wir auf den folgenden Seiten nachgehen wollen. Zu entdecken ist eine Fähigkeit zur Zeitgenossenschaft, die bei aller Empörung über die geistigen Zumutungen des Zivilisationsliteraten nirgends in wirklicher Gefahr ist, den versöhnlichen Kontakt zu Gegenwart und Zukunft zu verlieren.

»Deutsche Demokratie«

Für Thomas Mann ist Deutschland (das Urteil Thomas Nipperdeys vorwegnehmend) 1914 längst auf dem Weg des Fortschritts, auf dem Weg der Demokratie. Und diese Entwicklung hält er »für notwendig, das heißt: für unvermeidlich« (67, auch 68, 249, 301, 415, 494). »Die Demokratie. Wir haben sie ja schon!« (586). Deutschland habe da im übrigen einfach teil an einer allgemeinen Weltbewegung: »In der Tat hindern geringfügige Unterschiede in den Staatsformen ja nicht, daß die Welt heute demokratisiert ist bis in den letzten Winkel« (240 f., auch 269); Deutschland, zitiert Mann den schwedischen Soziologen Gustaf Steffen, verwirkliche auf seine Weise ein nicht weniger großes Quantum von Demokratie als die »Weststaaten« (241).⁵⁸ Wie vielen anderen schien es auch Mann so, dass der Krieg für die »Politisierung, Demokratisierung Deutschlands« einen letzten entscheidenden Schub bedeute (217, 245, 330, 340).

Historisch ebenso richtig wie all dies ist es, wenn Mann die entsprechende Entwicklung »um 1860« beginnen lässt, als das bürgerliche Deutschland »in seine realistische Periode trat«, ein politischer Aufbruch, für den etwa die Gründung des »Nationalvereins« steht (236 f.). Und in wiederum anderem Sinne richtig ist es, solche Politisierung und Demokratisierung mit Nietzsche an Bismarcks Lebenswerk geknüpft zu sehen, an den vom Bürgertum gewollten deutschen Nationalstaat (240, 242) – mit allgemeiner Wehrpflicht und allgemeinem Wahlrecht und neuem intensiven politischen Leben (273).

⁵⁸ Vgl. auch »Betrachtungen«, XII, 350: dort in diesem Sinne weitere, man muss sagen: zutreffende, Zitate.

Zu all dem verhält sich Mann mit dem Pfitzner-Zitat, »das in dies Buch ein- geht wie kein anderes«: »Nun, wir wollen dem waltenden Weltgeist nicht in den Arm fallen; was kommen muß, komme. Ob das, was kommt, schön ist, ist eine andere Frage« (415). – Aber es handelt sich in den »Betrachtungen« um weit mehr als um eine distanzierte Hinnahme des Kommenden.

Mann unterscheidet die in der Diskussion des Jahres 1917 hörbaren Forde- rungen nach »Demokratie« (das war, wie man weiß, selbst auf liberaler Seite nicht die Forderung nach einem »republikanischen Parteienstaat«, was Kurzke als bedenklich bemerken zu müssen glaubt⁵⁹) in eigentlich außenpolitisch und mehr innenpolitisch-moralisch begründete. Letztere fordern einen »Volksstaat« als Folge der Leistungen der Staatsbürger im Kriege:

[...] Das ist die ernste und biedere Stimme des nationaldemokratischen Mannes, die weit entfernt ist, mir widrig ins Ohr zu lauten, – denn keineswegs [...] entgeht diesem Ohr, wie sehr das gute und biedere Wort ›Volksstaat‹ sich nach Klang und Sinn von dem Worte ›Demokratie‹ mit seinen humbughaften Nebengeräuschen unterscheidet. [...] ⁶⁰

Trotz eines im Anschluss angemeldeten leisen Zweifels (die »Politisierung« als »vollendet« betreffend) bleibt dieser Gedankengang als ein vernünftiger stehen:

[...] Hier also wird die Forderung eines demokratischen Reiches moralischerweise da- mit begründet, daß man die Demokratisierung, das heißt die Politisierung der *Nation* als eine innerlich vollendete Tatsache statuiert, welcher durch Institutionen gerecht zu werden Sache der Wahrhaftigkeit sei. [...] (245)

Hier haben wir die Demokratie als »innere Tatsache« (»sie leugnen heißt lügen«), wie sie die prorepublikanische Argumentation von 1922 eröffnet.⁶¹

Eigentlich außenpolitisch argumentieren die, die ein demokratisches Deutschland fordern »aus durchaus praktischen Gründen: damit Deutschland erstens leben und damit es zweitens stark und herrenhaft leben könne« (244), die, die für ein Staatsleben von höchster nationaler Leistungsfähigkeit ein solches für erforderlich halten, »welches das Volk als seine eigenste Veranstat- tung betrachten kann und woran ihm kraft politischer Rechte Teilnahme und Mitwirkung gesichert ist«. An dieser damals bis hin zum Reichskanzler ver- breiteten Sicht der Dinge übt Mann Kritik; aber doch eigentlich nur an der

⁵⁹ Kurzke, Das Kapitel »Politik« (wie Anm. 33), 34 f.

⁶⁰ Kurzke, ebd., erkennt in diesen Überlegungen nichts Vorwärtsweisendes und ver- misst hier »Konstanz und Konsequenz des Urteils«. Denn Mann beleidige ja überall das »Volk«. Aber man muss das »Volk« nicht hoch schätzen, um einen »Volksstaat« als be- rechtigt anerkennen zu können.

⁶¹ Wenn es noch eines Verbindungsgliedes bedarf, dann haben wir es im Januar 1919: Da wird Mann die junge Republik einen »sozialen Volksstaat« nennen, der sich längst an- gebahnt habe. Vgl. unten 276.

damit einhergehenden und von ihm zitierten Meinung: »So sei denn die Er- ziehung zum Staatsbürger die Erziehung überhaupt: wir lehren, daß sie alle Zwecke und Ziele der Menschenbildung ohne Rest in sich einschließt!« (246). Gegen diese Überschätzung des Staatlichen natürlich stellt Mann sein ganzes Kultur- und Bildungspathos (247–254).

Auf den folgenden etwa zwanzig Seiten der »Betrachtungen« nun wird die Auseinandersetzung mit der Demokratie in Deutschland immer konkreter und positiver: »So meine ich denn, daß *hier* die einzige wahre und wirkliche Rechtfertigung des politischen Demokratismus liegt, welche sich nämlich in den Grundsatz zusammenfassen läßt: ›Wo es unmöglich ist, jedem das Seine zu geben, da soll man allen das Gleiche geben!‹« (255). Aus diesem Grundsatz befürwortet Mann das gleiche Wahlrecht (268), dessen endliche Einführung in Preußen im Krieg heftig diskutiert wurde. Sein Liberalismus bejahe die Demokratie als Mittel »zur aristokratischen Auslese im Staatsinteresse«, als »soziale Freizügigkeit«, also als Möglichkeit des Austausches zwischen oben und unten, als Möglichkeit, die persönliche und die soziale Rangordnung übereinstimmend zu halten. »Darum muß man auf Mittel sinnen, das Bildungsprivileg des Besitzes zu vereiteln«: eine »sozial-demokratische Steuergesetzgebung« (258) und die »Demokratisierung der Bildungsmittel«; »Freieste Bildungsmöglichkeit!« (259).

[...] Jene Demokratie, die unser Liberalismus bejaht, ist keine Doktrin und keine rhetorische Tugendphilosophie aus dem achtzehnten Jahrhundert. Sie ist zweierlei. Sie ist, als immer noch um sich greifende Veröffentlichung des Lebens, eine seelisch und geistig nicht ungefährliche Tatsache des modernen Lebens; und sie ist, als soziale Freizügigkeit und Mittel zur aristokratischen Auslese, eine staatstechnische Wünschbarkeit. [...] (260)

Mann findet nun zwar, die Demokratie als Tatsache wie als Wünschbarkeit sei »mit einer *starken monarchischen Regierung* nicht nur vereinbar, sondern diese bildet geradezu ihr notwendiges Korrektiv« (ebd.) – aber was er dann sagt, kann er 1922 und später noch genau so sagen, wenn er »Monarchie« und »monarchisch« streicht; und er hat in der Tat noch die »Deutsche Republik« diesem Staats- und Politikideal ähnlich gewollt:

[...] Ich will die Monarchie, ich will eine leidlich unabhängige Regierung, weil nur sie die Gewähr politischer Freiheit, im Geistigen wie im Ökonomischen, bietet. Ich will sie, weil es die Losgelöstheit der monarchischen Staatsregierung von den Geldinteressen war, die den Deutschen die Führung in der Sozialpolitik erwirkte. Ich will nicht die Parlaments- und Parteiwirtschaft, welche die Verpestung des gesamten nationalen Lebens mit Politik bewirkt. [...] (261)⁶²

⁶² Von dieser Passage wird gewöhnlich nur das »Ich will die Monarchie« zitiert, da- gegen stellt man das »Es lebe die Republik!« vom Ende der Republik-Rede und fragt sich dann, wie es zu dieser »Wende« gekommen ist (sogar Kurzke, *Thomas Mann. Epoche*, 171). Diese Bekundungen verbindet jedoch eine Kontinuität, die die verfassungspoliti- schen Begriffe verdecken.

Insgesamt befürwortet Mann hier am Ende »eine demokratische Staatstechnik in Deutschland«: »in der Einsicht, daß man die Bedeutung der Rechtsordnung für das nationale Leben nicht überschätzen soll, unter allem geistigen Vorbehalt übrigens und in der stillen Zuversicht, daß der deutsche ›Volksstaat‹ gegen die Demokratie des rhetorischen Bourgeois beträchtliche und gut nationale Unterschiede aufweisen wird« (271). Für ihn bedeute Politisierung Deutschlands »eine volkstümlichere Gestaltung unserer öffentlichen Einrichtungen, ein Inniger-, Echter- und Vertraulicherwerden des Verhältnisses zwischen Nation und Staat [...] – wer wollte nicht dies so wünschbar wie notwendig finden!« (272, auch 329).

Bereits hier in der Mitte der »Betrachtungen« ist der Standpunkt von 1922 eingenommen. Hier überall ist dem »Unpolitischen« deutlich: Die Demokratie ist da und sie wird sich vertiefen, aber sie wird hoffentlich nie einen französischen Anblick bieten; in den zwanziger Jahren arbeitet Mann dafür, dass sie in ihrer Staatsform, der Republik, eben dieses Aussehen nicht annehme, dass sie – ganz im Sinne der »Betrachtungen« – nicht zuerst und eigentlich »Politik« sei, sondern würdig-schöne »Menschlichkeit«.

Es ist der entscheidende Absatz vollständig zu zitieren, der all dies zusammenfasst und unsere Deutung abschließend bestätigt.

[...] Wie irgend jemand bin ich durchdrungen davon, daß vieles in unserer staatlichen Ordnung mit der Zeit zur *Unordnung* geworden, nicht mehr zu halten, sondern richtigzustellen ist; daß aus so vielen eingetretenen Veränderungen sozialer, wirtschaftlicher, weltpolitischer Natur unabweisliche Folgerungen zu ziehen sind, aus den demokratischen Erziehungsinstitutionen der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht Rechte sich ergeben, Selbst- und Mitbestimmungsrechte des Volkes, die einer politisch-ordnungsmäßigen Ausprägung bedürfen, und daß der Staat zu Falle kommen müßte, der sich sperrte, die Wirklichkeit anzuerkennen. Ich wiederhole mir: Nicht die kommende Demokratie, die hoffentlich in leidlich deutscher, in nicht allzu humbughafter Gestalt erscheinen wird, nicht die Verwirklichung irgendeines deutschen Volksstaates, der ja, ruhig überlegt, weder ein Pöbelstaat noch ein Literatenstaat wird sein müssen, ist es, wogegen ich mich auflehne. Was mich empört, [...] (330, auch Vorrede, 37)

Von dieser Empörung, die oben als eine Dimension dieses Essays neben anderen benannt wurde, ist gleich unten noch zu reden. – Thomas Mann bereitet sich in den »Betrachtungen« auf die Republik vor, indem er einen »Volksstaat« imaginiert, dem er folgen könnte. Die eingeschobene Partizipialkonstruktion »ruhig überlegt« ist wichtig. Unsere Deutung meint eben unterscheiden zu können, wo Mann in den »Betrachtungen« empört-abwehrend sich in den konservativen Argumenten des 19. Jahrhunderts bewegt, und wo er frei von der unmittelbaren »Reizung« durch die »demokratisch-deutsche feindliche Tugendpropaganda« des Zivilisationsliteraten »ruhig überlegt«, was ihm die politischen Tendenzen der Zeit bedeuten könnten.

In den Zusammenhang der konservativen Abwehr gehört die Versicherung, gerichtet an die tugend-demokratischen Verächter von »Säbelregiment« und »großem Mann«, er werde nicht klagen, wenn man den »Marschall Hindenburg zum Reichskanzler« mache. »Im Gegenteil: nur unter einem Führer, der Züge des Großen Mannes von deutschem Schlage trägt, wird der ›Volksstaat‹ einen erträglichen Anblick bieten und etwas anderes sein als die Humbug-Demokratie, die wir nicht ›meinen‹« (366). Mann provoziert in dieser Passage den Zivilisationsliteraten mit bedauernden Seufzern über die Vergangenheit des politischen Glücks einer Konstellation wie der von Bismarck und Wilhelm I. »Ruhig überlegt« aber reichen für ihn, wie wir sahen, bürgerliche Staatsmänner wie Bethmann Hollweg und Ebert hin, den Staat nicht zur »Humbug-Demokratie« werden zu lassen.⁶³

Noch ein Schritt, der nötig war, um in der Republik einen Ort zu finden, ist hier von Mann längst getan. Er stand auf gutem geistigen Fuße mit Gewerkschaften und Sozialdemokratie. Er würdigt die »nüchtern-sachliche Tätigkeit« der ersteren schon vor dem Krieg und sieht die letztere im Krieg auf einem national-mitarbeitenden Standpunkt (383 f.). Dies ist wichtig. Viele andere nationale Bürger hörten nach dem Kriege nicht auf, die Sozialdemokraten für unsichere Kantonisten zu halten. Mann hingegen sieht dann 1921 in »Goethe und Tolstoi« den Sozialismus sich heilsam der Kultur annähern: Marx scheine zu beginnen, Hölderlin zu lesen;⁶⁴ eine Annäherung, die er 1928 die Kultur im eigenen Interesse zu erwidern auffordert.⁶⁵

Selbst die berühmte Palestrina / Pfitzner-Passage der »Betrachtungen«, deren zentrale Botschaft doch die der romantischen lebensfeindlichen »Sympathie mit dem Tode« zu sein scheint (421–426), enthält im Kern einen Zug von Lebensfreundschaft und Zukunftszugewandtheit, der die produktive Auseinandersetzung mit dem Neuen zu einem moralischen Postulat werden lässt.

Thomas Mann identifiziert sich zunächst mit dem Tondichter zwischen Mittelalter und Neuzeit. »In der Atmosphäre eines Zeitalters reif geworden zu sein und dann plötzlich ein neues anbrechen zu sehen, dem man ebenfalls mit einem Teil seines Wesens angehört [...], ist keine Kleinigkeit, – immer vorausgesetzt,

⁶³ Kurzke, Das Kapitel »Politik« (wie Anm. 33), 34, meint, der Hindenburg-Satz zeige, dass Mann mit »Volksstaat« einen »cäsaristischen Führerstaat« gemeint habe. Der Kontext dieser Stelle jedoch gibt keinen Anhaltspunkt, dass Mann sich plötzlich so konkret auf einen politischen Herrschaftstyp festgelegt habe. Vielmehr redet sich Mann hier in eine Übertreibung hinein, die, wenn irgendetwas, Kurzkes andernorts so stark gemachte Charakterisierung als »Rolle« und »Advokatentum« verdient. Andererseits hat Mann ja im Kern auch hier wieder recht: Die demokratische Moderne bedeute nicht das Verschwinden des »großen Mannes«; der »Cäsarismus« werde eher zu ihrem Pendant werden.

⁶⁴ »Goethe und Tolstoi«, IX, 170.

⁶⁵ »Kultur und Sozialismus«, XII, 649.

dass man stimmungsmäßig zum Konservativismus neigt« (419). Aber Palestrina bringt sich zur Klarheit über seine doppelte Stellung, er schafft jene Messe, die »neuzeitlich entwickelte Kunst mit ›kirchlichem Gefühl‹ vereinigt«, er wird zum »Retter der Musik« durch eine erhaltend-schöpferische Tat« (421). Es geht hier um die Aufgabe eines solchen Menschen, im Neuen das Alte zur Geltung zu bringen, etwas, das Mann in der Republik-Rede 1922 in Gedankenbildern des Novalis als sein eigenes Streben in und seit den »Betrachtungen« beschreibt: Die Sorge des Buches habe der »Bewahrung jenes Stockes und Kernes [gegolten], an den das Neue anschließen und um den es in schönen Formen sich bilden könne«. ⁶⁶

In den lebens- und zukunftsfreundlichen »Betrachtungen eines Unpolitischen« gibt es zuletzt Momente europäischer Vision, an die sich in den zwanziger Jahren gut anknüpfen ließ.

[...] Man glaube es mir oder nicht: ich bin des Gedankens fähig, daß der Haß und die Feindschaft unter den Völkern Europas zuletzt eine Täuschung, ein Irrtum ist [...] Ja, es ist erlaubt, von einem begünstigten und versöhnten Europa zu träumen [...] besser, als durch dieses Buch, wird mein Wesen sich bewähren können, wenn die Völker hinter gefriedeten Grenzen in Würden und Ehren beieinander wohnen und ihre feinsten Güter tauschen: der schöne Engländer, der polierte Franzose, der menschliche Russe und der wissende Deutsche. [...] (487 ff.) ⁶⁷

Die »Betrachtungen« sind Thomas Manns gültige »Politik«; die späteren Jahre zeigen ihn, wie er seine politische Person im Neuen heimisch zu machen sucht. Ihm gelingt dies nicht gegen die »Betrachtungen«, sondern mit ihnen. Ihm gelingt dies vor dem Hintergrund einer längst vollzogenen Anerkennung der fortschreitenden Demokratisierung des deutschen Staatslebens und aufgrund vielleicht einer Entdeckung, nämlich dass er sich neben dem würdigen Bürger Ebert, dem Romantiker Novalis, der unfranzösischen männlich-republikanischen Schweiz und einem Amerika der »zukunftsmächtigen Humanität« ⁶⁸ ganz ähnlich zu Hause fühlen konnte wie neben dem würdigen Bürger

⁶⁶ »Von Deutscher Republik«, XI, 829 f., Zitat 829.

⁶⁷ Das übrige sind die üblichen liberal-konservativen Zweifel, die auch später noch galten (und die in manchem bis heute als ein notwendiges Korrektiv in unserem politischen Leben gelten können), ob Demokratie »mehr Freiheit« bedeute (364 f.), Zweifel an der »Verantwortlichkeit« der »Masse« (371 f.), Zweifel, dass das allgemeine »Glück« durch Politik und Aufklärung erreichbar sei (256, 532), Zweifel am Konzept der »Gleichheit« und an der Vereinbarkeit von Gleichheit und Freiheit (436 f.) und überall Zweifel an der unsachlichen Aufgeregtheit des politischen Lebens in der Demokratie.

⁶⁸ Vgl. den kleinen Text aus der *Frankfurter Zeitung* vom 16. 4. 1922 über Hans Reisers Whitman-Werk, X, 626 f., hier 627. Dort heißt es bereits: »ich sehe wohl, daß, was Whitman ›Demokratie‹ nennt, nichts anderes ist, als was wir, altmodischer, ›Humanität‹ nennen«. Vgl. auch die ersten Seiten des ersten der »Briefe aus Deutschland« an den amerikanischen *Dial*, vom November 1922, XIII, 260–272.

Bethmann Hollweg, dem Romantiker Wagner und der konstitutionell-monarchischen Regierung vor 1914. Am parlamentarischen Leben hingegen hat Mann nie Geschmack gefunden. Und um »Politik« im Sinne des Zivilisationsliteraten ging es ihm auch nachher nicht, sondern wie ehemals um »Menschlichkeit«, um »Humanität«. Nicht »Wende« also, sondern: Die Empörung des »erhaltenen Gegenwillens« hatte nachgelassen. Ohne sie passte der »Unpolitische«, passte der Zeitgenosse, Bürger und Schriftsteller in die »Deutsche Republik«.

»Gerechtigkeit« und »Historie«

Von dieser Empörung bleibt noch zu reden. Sie ist der tiefste Antrieb der Streitschrift, aus ihr stammt die polemische Energie der Abwehr und Zurückweisung. Wo sie nicht mehr das dringliche ist, bleibt der gar nicht robust-konservative Thomas Mann zurück.

Über die Bestimmung dieser »Empörung« geraten wir zuletzt in einen Zusammenhang, der die gelingende Zeitgenossenschaft Manns in den geistigen Horizont des 19. Jahrhunderts zu stellen erlaubt, als dessen Sohn sich der Unpolitische in der Vorrede seiner Betrachtungen bekennt.

Es ist der Gedanke des Zivilisationsliteraten, dass das böse, renitente, rückständige und rohe Deutschland in diesem Kriege von den besseren Mächten endlich gezüchtigt und politisch erzogen werde, der den Unpolitischen »irgendwie *persönlich* beleidigt und empört, meine innerste Ehre antastet« (65). »Was [...] mein natürliches Gerechtigkeitsgefühl bis auf den Grund erbittert, das ist die ›Objektivität‹, das heißt: die verliebte Albernheit, womit dieser Allzudeutsche den feindlichen Zivilisationen gegen sein Land und Volk moralisch recht gibt« (331). ⁶⁹ »Was ich hier sagte – wie alles, was ich sage – ist der Ausdruck meiner Empörung gegen die Unverschämtheit, womit der Geistespolitiker die Identität von Politik und Moral statuiert; gegen den Dünkel, womit er jede Moralität verneint und infamiert, die der Frage des Menschen auf anderem, seelischerem Wege nachgeht als dem der Politik« (566).

Ist nicht dieser Empörung eine gewisse Berechtigung zuzusprechen? Und ist sie nicht noch in der Bundesrepublik und bis heute in geistigen Dingen die eines intellektuellen Konservatismus gegen einen führenden Linksliberalismus, genauer oder enger gefasst die eines historistischen Gerechtigkeitsverlangens gegen eine absichtsvoll politisch-moralisch, »kritisch« argumentierende Ge-

⁶⁹ Besonders gegen die Verklärung Frankreichs sträubt sich Mann durchweg; er kommt immer wieder auf dessen, aber auch auf Englands und Amerikas ganz eigene Probleme mit Demokratie, gesellschaftlichem Zusammenhalt und Humanität zu sprechen. Offenbar unabhängig von der Staatsform bestünden diese überall. (179 ff., 356 f., 554–561)

schichtsauffassung?⁷⁰ So fühlt man sich hier überall an den Historikerstreit um das Deutsche Kaiserreich zwischen Thomas Nipperdey und Hans-Ulrich Wehler in den 1970er Jahren erinnert.⁷¹ Ähnlich wie später Nipperdey verwahrt sich Mann gegen eine »Geistigkeit, die mit dem Namen des Deutschen Reiches durchaus die Vorstellung einer Prunk- und Reklamefassade hatte verbinden wollen, hinter der es nichts als Fäulnis und Moder, Brutalität und Sklavenmisere gäbe« (152). Und die Art, wie Mann das Kaiserreich verteidigt (etwa 331–361), ist inhaltlich und im Gerechtigkeit heischenden Temperament der Art tief verwandt, in der dann Nipperdey gegen Wehlers Bild des Kaiserreichs Stellung nahm – selbst die frühe »Sozialimperialismus«-These des Zivilisationsliteraten weist Mann zurück wie später Nipperdey die nämliche Wehlers: Die deutschen Herren, die Militärs, die Säbel-Junker, denen in Deutschland »die Macht« geblieben sei, hätten »den Klassenkampf, den chronischen Bürgerkrieg unterhalten«, hätten »internationale Krisen bewirkt [...] und aus der Uneinigkeit der Nation wie aus ihren Ängsten Vorteil für sich gezogen« (333 f.). Diese Meinung des Zivilisationsliteraten war noch die der »Historischen Sozialwissenschaft« der 1970er Jahre (und ist es bis heute).

Auch die Auseinandersetzung Manns mit der Frage nach der »Schuld« am Krieg präludiert einer Richtung des geschichtswissenschaftlichen Urteils, die sich im 20. Jahrhundert immer wieder der mächtigen These von Deutschlands »Griff nach der Weltmacht« (Fritz Fischer) gegenüber sah.

Schuldig-unschuldig seien alle beteiligten Nationen (177); »Aggressivität« habe er überall in gleichem Maße gefunden (186); »Schuld« und »Unschuld« seien gar nicht die angemessenen Begriffe, es handle sich um »Tragik« (177) – ein Begriff übrigens, mit dessen Verwendung man auf dem Weg zu einem historisch gerechten Urteil ist, während die »Schuld« in der Tat in einen ganz anderen geistigen Zusammenhang gehört: in den »forensischen«, wie Mann sagt (215), oder in einen moraltheologischen.⁷² Überhaupt sei es eine »tragische Merkwürdigkeit, daß jedes der großen europäischen Völker auf seine Art ein *Verhängnis* für Gesamt-Europa bildet – (Deutschland nicht weniger als andere« (431); es vollziehe sich im Krieg eine »Weltwende«, »vergleichbar nur den

⁷⁰ Zum Phänomen des Historismus und zu diesem Gegensatz vgl. Thomas Nipperdey, »Historismus und Historismuskritik heute« (1975), in: Ders., *Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte*, Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 18 (Göttingen 1976), 59–73; Jens Nordalm, Einleitung in: Ders. (Hg.), *Historismus im 19. Jahrhundert. Geschichtsschreibung von Niebuhr bis Meinecke* (Stuttgart 2006).

⁷¹ Vgl. Thomas Nipperdey, »Wehlers »Kaiserreich«. Eine kritische Auseinandersetzung«, in: Ders., *Gesellschaft, Kultur, Theorie*, 360–389 (zuerst in: *Geschichte und Gesellschaft*, 1 (1975), 539 ff.). – Hans-Ulrich Wehler, *Das deutsche Kaiserreich 1871–1918* (Göttingen 1973 u.ö.).

⁷² Bezeichnend, dass der Historiker Fritz Fischer auch evangelischer Theologe war.

gewaltigsten Umwälzungen, Durch- und Zusammenbrüchen der Erdgeschichte, größte Historie also« (215). Dabei sei ihm der Krieg bis zuletzt als etwas durchaus Unzeitgemäßes erschienen; eigentlich habe man doch gar nicht an sein Kommen geglaubt (auch das bestätigt als tatsächlich herrschende und als nicht unberechtigte Einschätzung die heutige Forschung). »Internationalität« als Zeitsignatur, die europäischen Wirtschaftsverflechtungen, die »herrschenden zivilen Ideale des »Verkehrs« und der »Sicherheit« – all das habe ihm den Krieg undenkbar scheinen lassen (184 f.). In der Gegenwart des Krieges nun sei es ihm gelegentlich unmöglich, »die einander zerfleischenden Nationen als *Feinde* zu sehen«, und er glaube dann zu begreifen, »daß es sich bei alledem um eine im Grunde *gemeinsame* Aktion Europas handelt, – um einen gemeinsamen, obwohl vielleicht mit höchst untauglichen Mitteln unternommenen Versuch zur Erneuerung der Welt und der Seele« (331); »die tiefere Wahrheit ist, daß alle den Krieg gewollt und nach ihm verlangt haben, es ohne ihn nicht mehr aushielten. Sonst wäre er nicht gekommen« (463). Es sei auch zu einfach, die deutsche Staatsführung für Deutschlands Lage verantwortlich zu machen (»Mit der Gerechtigkeit [...] glaube ich auch in diesem Punkte auf besserem Fuße zu stehen«); Führer seien »Exponenten« der Gesellschaft; wohl könne man sagen, dass die deutschen ohne Takt agiert, »schädliche Worte gebraucht« und »schädliche Gesten vollführt« hätten. »Im wesentlichen aber, in der Hauptsache, was Richtung und Ziel betrifft, haben sie Deutschland so geführt, wie es geführt sein wollte, nämlich auf dem *imperialen* Wege« (336 f.).

Jene Zeitgenossenschaft, die Mann die fortgeschrittene Demokratisierung Deutschlands erkennen und anerkennen ließ, hängt mit dieser die »Betrachtungen« durchziehenden historisch-historistischen Denk- und Urteilsweise eng zusammen.⁷³ Die Fähigkeit des »Unpolitischen« zur Zeitgenossenschaft scheint zu bestehen in einem Sinn für übergreifende Prozesse und überindividuelle Antriebe des Geschehens, in einem hegelianisch-historischen Sinn, der ganz neunzehntes Jahrhundert ist.⁷⁴ Solchem historischen Sinn ist der in den »Betrachtungen« prominente Begriff der »Gerechtigkeit« wesentlich zugehörig.

⁷³ Das Folgende versucht die Beziehung zwischen Geschichtsdenken und prorepublikanischer Stellungnahme tiefer zu fassen als es bei Kurzke geschieht, wenn er die »Wende« so erklärt: »Als Geschichtsfatalist hielt er überdies zur bestehenden Macht.« (Kurzke, *Kunstwerk*, 348) Es geht um die Fähigkeit zur Anerkennung der Berechtigung des aufkommenden Neuen. – Dass das geschichtliche Denken die »Betrachtungen« auch mit dem früheren Werk Thomas Manns verbindet, zeigt Winfried Hellmann, *Das Geschichtsdenken des frühen Thomas Mann (1906–1918)* (Tübingen 1972).

⁷⁴ Aus welcher Lektüre und in welchen Gesprächen auch immer er sich diese Zeitdiagnosen angeeignet hat. Thomas Mann liegt in vielem hier (wie in vielen nicht angeführten Denkfiguren der »Betrachtungen«) auf einer Linie des Urteils mit den Historikern seiner Zeit, etwa mit Erich Marcks, der von Herbst 1916 bis Frühjahr 1922 Nachbar Manns am Münchner Herzogpark war. Vgl. zu Marcks' Reflexionen in Krieg und früher Republik

Das Gerechtigkeitsstreben gilt im Text zunächst als Kern jedes großen Künstlertums. Mann zitiert Nietzsches Wertschätzung der Tugend der Gerechtigkeit: »sie stellt [...] jedes Ding in das beste Licht und geht um dasselbe mit sorgsamem Auge herum« (498). Nach Überlegungen zum entsprechenden Goetheschen Ethos der »Betrachtung« wird die Kunst bestimmt als »bildende Gerechtigkeit« (501). Mann wusste nun, dass diese Gerechtigkeit wesentlich auch in die Geschichtsbetrachtung gehört.⁷⁵ Der Geschichtsprofessor in der späteren Erzählung »Unordnung und frühes Leid« (1925) definiert sein Tun durch sie. Die Erzählung weist hier auf Manns Grundstimmung in den »Betrachtungen« zurück. Der Professor denkt: »Gerechtigkeit [...] ist [...] von Natur Melancholie«, deshalb »sympathisiert sie auch von Natur und insgeheim mit der melancholischen, der aussichtslosen Partei und Geschichtsmacht mehr als mit der frisch-fromm-fröhlichen«.⁷⁶ »Frisch-fromm-fröhlich« ist in den »Betrachtungen« die robuste, unironische »Fortschrittlichkeit« des Zivilisationsliteraten (583). Und »Gerechtigkeit« ist, was die »Empörung« des »Unpolitischen« an der Geistigkeit des Antipoden vermisst.

Dies Temperament melancholischer Gerechtigkeit führt zu historischen Urteilen, die sich als intellektuell angemessen, aber hier auch als politisch-moralisch fruchtbar erweisen, weil sie – bei aller Sympathie mit der schon besiegten Sache – gegenüber dem Kommenden friedlich stimmen. Wer annimmt, dass es sich bei der »Demokratisierung« um eine längst im Gange befindliche *Weltbewegung* handelt und bei dem Krieg um eine nicht irgendwie einseitig angezettelte, sondern eine europäische geistig-politische Angelegenheit unter lauter Tätern, der wird auch die spätere Entwicklung als begriffliche Fortbildung des deutschen politischen Lebens und als eine notwendige europäische Sammlung und Neubesinnung zu begleiten in der Lage sein.

Man darf den Zusammenhang von historischer Gerechtigkeit und Gegenwartsfreundlichkeit so fassen: Der politische Kämpfer für den Fortschritt hat keinen Anlass und keinen Beruf, dem Alten gerecht zu werden; das historische Temperament gerät in der Betrachtung überindividueller Prozesse in eine Stimmung der Gerechtigkeit gegenüber den in diesen Prozessen streitenden Parteien und Bewegungen und erkennt, dass es gleich unangebracht ist, das Alte zu verdammern wie dem Neuen die Anerkennung als Notwendiges und Berechtig-

Jens Nordalm, *Historismus und moderne Welt. Erich Marcks (1861–1938) in der deutschen Geschichtswissenschaft* (Berlin 2003), 293–353. Mann hat Marcks' geistige Physiognomie später (1925) in seine Erzählung »Unordnung und frühes Leid« gezogen. Vgl. Nordalm, »Thomas Manns *Unordnung und frühes Leid*, Erich Marcks und Philipp II. von Spanien. Eine Beobachtung«, *Thomas Mann Jahrbuch*, 14 (2001), 225–232.

⁷⁵ Auch hier liegt ein Einfluss durch Erich Marcks nahe, der das Postulat der Gerechtigkeit explizit ins Zentrum seines Arbeitens gestellt hat.

⁷⁶ »Unordnung und frühes Leid«, VIII, 650.

tes zu verweigern. »Wir wollen dem waltenden Weltgeist nicht in den Arm fallen« (415); »Ich hüte mich, gegen Zeitnotwendigkeiten zu revoltieren, und be-weine nicht das Abgelebte« (139).⁷⁷ Der »erhaltende Gegenwille« weiß ja überall, dass er sich in einer »aussichtslosen Verteidigung« befindet; so wie andererseits der Fortschritt die eifrige Unterstützung der Fortschrittler keineswegs nötig habe (67). Aber zum Kampf gegen ihn ist die Gerechtigkeit am Ende nicht gestimmt, sondern zur Anerkennung.⁷⁸ Thomas Mann hat die eigentliche Neigung und Fähigkeit des historisch-betrachtenden Temperaments zur (asketischen) Zeitgenossenschaft besser bewiesen als viele Historiker der Zeit. So hat es sich Erich Marcks Ende Oktober 1918 im Nachbarhaus der Manns vorgesagt: »Der Historiker kann das Lebendige nie einfach ablehnen, er muß zu begreifen suchen; auch wo es fremd und schmerzlich ist.«⁷⁹ Aber ihm und anderen ist nicht gelungen, was Mann (und ganz ähnlich Friedrich Meinecke) gelang: nicht »auf alte Art sein Leben fort[zusetzen]« und nicht »sich selbst [zu] überleben« (215).

Wir kehren hier am Ende in die Zeit der sogenannten »Wandlung« zurück. Zwei Texte dieser Jahre zeigen noch einmal, dass es sie nicht gab. Kurz vor der Republik-Rede vom November 1922, schon deutlich in deren intellektueller Stimmung, wiederholt Thomas Mann in einem Zeitschriftenbeitrag Gedanken, um die es hier auf den letzten Seiten ging, und bestätigt damit die These von der Affinität dieser Gedanken der »Betrachtungen« zu einer versöhnlichen Stellungnahme im Neuen.

[...] Schuld? Bis über beide Ohren, bis über den Schopf stecken wir alle, steckt Europa in Schuld. Und doch, wenn es sich erinnert, wenn es zurückblickt, so fühlt es sich auch wieder frei von Schuld, – es hat es tatsächlich nicht besser zu machen gewußt! [...] Ist nicht, allgemein gefragt, jedes der großen Völker, Deutschland nun einmal ganz sicher nicht ausgenommen, kraft seiner Sonderart, die doch an und für sich in jedem einzelnen Fall etwas Schönes, Bejahens- und Bewundernswertes war, dem Ganzen zum Verhängnis geworden? [...] ⁸⁰

⁷⁷ Von der »Legitimität« der November-Revolution spricht Mann am 10. 11. 1918 im Tagebuch (*Tagebücher 1918–1921*, hg. Peter de Mendelssohn, 67). Hinter all dem steht eben mehr als »Geschichtsfatalismus«; das ist Einsicht in ein historisches Recht. Einsicht in ein politisch-moralisches Unrecht hat Mann denn auch, trotz offenbar allgemeiner Weltbewegung zum antiliberalen Autoritarismus in den zwanziger Jahren, früh dem Nationalsozialismus opponieren lassen.

⁷⁸ Thomas Mann hat diese historistische Anerkennung später wiederum als etwas zutiefst Bürgerliches bezeichnet: »Ein bürgerliches Menschentum, das sich im Überklassenmäßig-Künstlerischen ironisch bewährt, ist unfähig der Renitenz gegen das sich verjüngende Leben.« (»Lübeck als geistige Lebensform«, 1926, XI, 376–398, hier 398.) Das ist eine inspirierende Deutung: Der Geist des Historismus, dieses Kindes der Romantik, als der Geist eines romantisch-ironischen Bürgertums!

⁷⁹ Erich Marcks an Ludwig von Hofmann, München 28. 10. 1918. Bayerische Staatsbibliothek München. Ludwig von Hofmann. Ana 356, II, 2.

Und dennoch gebe es dieses Ganze, »und ich darf sagen, daß deutschem Sinn auch in tiefster Politisierung seine Vorstellung niemals abhanden gekommen ist« (in der Tat war sie Mann nicht abhanden gekommen). Er zitiert dann den oben gegebenen Satz aus den »Betrachtungen«, dass »der Haß und die Feindschaft unter den Völkern Europas zuletzt eine Täuschung, ein Irrtum« sei, und er erläutert den »Gedanken«, an dem er sich orientiere und der »nicht politisch« sei: »Er ist die Anschauung, die Melancholie, die Gerechtigkeit [...] Sein Wille ist Menschenordnung, Gesittung und würdige Gemeinschaft«. ⁸¹ – Im Januar 1919 bereits hatte Thomas Mann festgestellt: »Der soziale Volksstaat, wie er sich jetzt bei uns befestigen will, lag durchaus auf dem Wege deutscher Entwicklung.« ⁸²

Der Friedensschluss mit der »Deutschen Republik« ist *in*, nicht *nach Überwindung* der geistigen Stimmung der »Betrachtungen« möglich. Thomas Mann hat sich in den »Betrachtungen eines Unpolitischen« seinen Weg in die Republik gebahnt. »Literatur«, »Bürgerlichkeit«, »Deutsche Demokratie« und »Historie« beschreiben Facetten einer trotz konservativen Temperaments behaupteten Zeitgenossenschaft und einer geistigen Existenz, die dem nun redenden Unpolitischen seit 1922 das Plädoyer für ein bürgerlich-humanes, gesittet-würdiges, aristokratisches und soziales, »herrlich deutsches« Staatswesen ermöglichten.

⁸⁰ »Das Problem der deutsch-französischen Beziehungen« (*Der Neue Merkur*, Heft 10, Oktober 1922), XII, 622 f.

⁸¹ Ebd., 624.

⁸² In einer »Stellungnahme für das neue Deutschland«, mit der Mann einer Aufforderung durch die Reichszentrale für Heimatdienst nachkam, in: Thomas Mann, *Essays*. Nach den Erstdrucken, textkritisch durchgesehen, kommentiert und herausgegeben von Hermann Kurzke u. Stephan Stachorski, 6 Bde. (Frankfurt am Main 1993–1997), Bd. 2, 11.